



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 5

Mittwoch, den 7. Lenzenmond 1928.

Nr. 5

Etwas vom Aal und Aalfang.

— „Nu segg mi bloß noch: „Epidaal“, denn hau' id dir aber eenel!“ —

Die Gäste, die in unsern Strandbörfern im Bade leben, werden im allgemeinen den Genuß des Aales in jeder Weise wohl zu würdigen wissen. Sie kennen ihn nach Aussehen, Geschmack und Preis. Aber die meisten werden über die Naturgeschichte dieses eigenartigen Fisches und seinen Fang so falsche und lächerliche Vorstellungen haben, daß es hier am Platze ist, einiges darüber zu berichten.

Bis vor kurzem gab es in Bezug auf die Fortpflanzung und Entwicklung des Aales noch vieles, was rätselhaft und geheimnisvoll war. Infolge emsiger Forschung ist es dann aber gelungen, das Aalproblem in seinen Hauptpunkten zu lösen. Der Italiener Grassi und der Däne Schmidt haben sich große Verdienste in der Aalforschung erworben.

Der Aal, der in unsern Gewässern lebt, ist noch nicht geschlechtsreif. Nur mit Hilfe des Mikroskopes ist es möglich, die in den Fettmassen eingelagerten, unvollkommenen Geschlechtsstiele zu erkennen. Die Untersuchungen haben ergeben, daß die wohlschmeckenden Blankaale Aalfangern sind. Das Männchen, der grüne Aal, ist nicht so wertvoll und er ist auch kleiner. Die Jugendzeit verleben die Aale in unsern heimischen Gewässern. Ihre ganze Tätigkeit besteht darin, im Dunkeln zu rauben und zu fressen und im Hellen zu schlafen. Wenn nun in den dunkeln Herbstnächten, „im Wadel“, sagt der Fischer, die Stürme das Wasser der Seen, Flüsse und Bäche peitschen und dazu noch der Regen trommelt, dann packt den Aal, der schon einige Jahre hierzulande verlebt hat, eine unbändige Wanderlust. Er will in die Tiefen des Ozeans, um dort seine Hochzeit zu feiern. Täglich werden etwa fünfzehn Kilometer zurückgelegt. Die Wanderung wird hin und wieder durch eingelegte Ruhetage unterbrochen. Sowie der Aal mit dem Meerwasser in Berührung kommt, beginnt die Entwicklung seiner Geschlechtsstiele. Er nimmt gleichzeitig dunklere Farbe an, seine Augen vergrößern sich, kurz gesagt: er wird ein Tiefseefisch. Weit draußen im offenen Atlantischen Ozean laicht er in einer Tiefe von tausend Metern; dort, wo der wärmende Golfstrom eine Wasserwärme von 9 Grad so tief unter der Meeresoberfläche zuläßt, ist sein Hochzeitbett. Gleich nach dem Laichen findet er wahrscheinlich seinen Tod. Niemals ist ein ausgewandertes Aal wieder in sein Jugendland zurückgekehrt.

Aus den Eiern entwickeln sich zunächst Aal Larven (6—8 cm lang), aus diesen werden dann die sogenannten „Glasaale“, die etwa ein Jahr alt sind, wenn sie zum Teil in großen Schwärmen in unsern heimatischen Gewässern eintreffen. Nachdem sich der Aal in drei- bis siebenjährigem Aufenthalt hier selbst vollgepfropft und tüchtig geschlafen hat, tritt er seine letzte große Reise an und kehrt nie wieder. So wiederholt sich Jahr für Jahr das Abwandern des Aales und das Zuwandern seiner Brut.

Wegen seines wohlschmeckenden Fleisches wird dem Aal arg nachgestellt. Die Hauptfänge macht

man zur Herbstzeit mit den Reusen. Dieses sind engmaschige Netze mit je zwei Flügeln am offenen Ende. Die „Kehle“ leitet den Aal in das Fanggerät, läßt ihn aber nicht wieder heraus. Das geschlossene, spitze Ende läßt sich mit wenigen Handgriffen öffnen. So können die gefangenen Aale leicht ins Boot befördert werden, wenn diese Enden der Reusen, die „Ripp“ zum „Noaktelen“ („Nach-

besten, wenn der Wind aus östlicher Richtung weht. In mühsamer Arbeit müssen die Reusen täglich nachgesehen werden. Oft genug müssen auch Wachen bei Nacht aufgestellt werden, damit Wind, Wellen, Strömung oder auch Diebe keinen Schaden machen können. Ist der „Wadel“ vorüber, heißt es, die Reusen zum Trocknen wieder ans Land bringen. Bei Beginn der dunklen Nächte kommen sie wieder ins Wasser. Würde man die Reusen dauernd im nassen Element lassen, würden sie infolge der Fäulnis so mürbe werden, daß die Aale mit Leichtigkeit ausbrechen könnten. Für den Fang mit Reusen kommen die Monate August, September, Oktober und mitunter auch noch ein gelinder November in Frage.

Während der warmen Jahreszeit wird dem Aal mit dem Aaltau, einer Grundangel, nachgestellt. In einem kräftigen Baumwollfaden sind in einer Entfernung von etwa 70 bis 100 cm dünne Fäden von ca. 25 cm Länge befestigt, die an ihrem freien Ende mit einem mittelgroßen Angelhaken versehen sind. Als Bestick dienen Regenwürmer (Mettken), Krabben (Schrimmst) oder Kaulbarschstüchchen. Das „Aaltau“ wird, da der sonderbare Gefell ein ausgesprochener Nachträuber ist, abends vom Boot aus auf den Grund niedergelassen. Es ist mit seinen beiden Enden an Pfählen befestigt. Schon am frühen Morgen müssen die Angeln eingeholt werden, da der Aal bei anbrechendem Tage sehr unruhig wird und sich leicht „abbreht“.

In manchen Gegenden wird der Aal während der warmen Jahreszeit „gezest“. Die Aalzese ist eine Art von Grundschleppnetz, ein engmaschiger Fischsack, dessen Oberteil Korben und dessen Unterteil Steine hat. Die Aufstellung des Geräts geschieht also im Wasser von selbst. Hält nun der Aal am Tage im Morast sein „Schläfchen“, so überrascht ihn die durch den Schlamm mit dem segelnden Boot geschleifte Zese. Ehe er zur Besinnung kommt, befindet er sich im Fischsack und kann nicht mehr heraus, weil die Zese ziemlich schnell weitergeschleift wird.

Große Geschicklichkeit und scharfes Auge erfordert das Aalfischen mit dem Eisen, das allerdings nur bei stillem Wetter auf „glittem (glattem) Woater“ ausgeführt werden kann. Es gibt zwei Arten von Eisen, das Scheren- und das Bußeisen. Das letztere hat große Ähnlichkeit mit dem Hesteisen und wird da angewandt, wo der Grund fest ist, also aus Sand usw. besteht. Das Schereneisen ähnelt einer geöffneten Schere mit einem Dorn in der Mitte. Aus seiner Bauart ist deutlich zu erkennen, daß es nur auf weichem, also schlammigem Grunde zu benutzen ist. Bei kräftigem Stoße auf harten Sandboden würden seine vorstehenden Schenkel gar nicht in den Boden dringen können und den Aal festhalten. Sie würden sogar leicht verbiegen oder gar abbrechen; im weichen Schlamm dagegen „fängt“ es den Aal und leitet ihn nach dem Dorn, der ihn dann speißt.

Es gibt nun verschiedene Fangarten. Im Frühjahr fängt man den Aal „im Buddeln“. Langsam gleitet der Rahn auf stiller Wasseroberfläche



Zum Trocknen aufgehängte Reusen.

sehen“) aus dem Wasser gehoben werden. Eingestrichelte Weidenbügel und lange Reusenpfähle, die in den Grund gesteckt und geklopft werden, verhindern ein Zusammensinken im Wasser. Beim Sehen der Reusen muß der Fischer hart am Ufer anfangen und lückenlos ein Fanggerät an das andere setzen. Außerdem müssen sie fest auf dem Grund aufliegen, denn der Aal wandert am Grunde längs der Ufer. Da sein Ziel das Meer ist, leuchtet es ein, daß die besten Reusenplätze im Jamundersee z. B. am Nordufer, in der Nähe des laufenden Tiefs liegen müssen. Bei den Deepern werden die „Aalstellen“ alle Jahre „utloawelt“ (ausgelost), damit jeder einmal Aussicht auf einen ergiebigen Fang hat. Die Reusen, die am Tief stehen, brauchen zunächst südwestliche Winde, die sich allmählich mit zunehmender Stärke nach Nordwesten drehen müssen. Drängt dann noch etwas Salzwasser aus dem Meere nach, so stürzt sich der Aal gleichsam in die dort aufgestellten Reusen. Wer auf dem Teil des Sees bei Busseden fischt, fängt am

bahn. Ein oder zwei Fischer sind im Fahrzeug und tafelmäßig schlägt man mit dem Ruder gegen die Rahnwand. Die Erschütterungen, die das Wasser gut weiterleitet, veranlassen den Aal, sich tiefer in den Schlamm oder die Rohrwurzeln „einzubuddeln“. Es steigen Blasen an die Oberfläche des Wassers, und der Fischer weiß genau, wo sich der Aal befindet. Dort, wo der Kopf des Tieres ist, steigen die letzten Blasen auf. Ein Ruck, das Eisen läuft nieder. Jeder Treffer ist fühlbar. Ein Ruck, schon ist das Eisen aus dem Wasser heraus und eifertig wird der Aal vom Fanggerät abgestreift und liegt im Kahn. So geht es nun ganz langsam über die Aalgründe, die der Fischer genau kennt. Er weiß es auch, welches Eisen er an den betreffenden Stellen zu verwenden hat. Wird der See zu unruhig, muß er natürlich heimkehren. Geschickten Aalstechern ist es möglich, bis zu zwanzig Mandeln den Tag über zu erbeuten. Am besten eignen sich die frühen Vormittags- und späten Nachmittagsstunden zur Ausübung dieser an die edle Jagd erinnernden Fangart.

Beim Aalstechen im „Liegen“ (weil der Aal im Grunde ziemlich ruhig liegt) in den Monaten August und September steht der Fischer breitbeinig auf dem Bordrand beim Vordersteven seines Rahnes. Geräuschlos und kaum merklich schiebt er mit dem Eisen das Fahrzeug vorwärts. Mit scharfem Auge erkennt er die Lagerstellen des Aales auf dem Grunde. Löcher, Ritzen, kleine Erhöhungen deuten ihm an, wo der Aal liegt. Ein nerviger Arm führt den verderbenbringenden Stoß, und da Geschwindigkeit bekanntlich keine Hexerei ist, ist der Aal im Augenblick im Fahrzeug. Unser Bild zeigt uns einen Fischer beim Aalstechen im „Liegen“ mit einem Scherenisen.

Ganz besonders geschickt muß der sein, der den Fisch im „Sängen“ stechen will. Im Späthommer

und Frühherbst hängt der Aal nämlich bei ganz ruhigem Wetter im Kraut, oft sogar direkt an der Wasseroberfläche. Bei der geringsten Störung läßt er sich tiefer ins Wasser. Wie schwierig es ist, im Wasser zwischen dem Kraut noch den hängenden Aal zu erkennen, kann sich wohl jeder denken. Wer aber „das Zeug“ zu diesem Stechen hat, wird auch mit dem Ergebnis zufrieden sein, denn er erbeutet ausnahmslos wertvollen großen „Blauaal“

sen, lösen sie das Problem der Lichtbrechung praktisch in Gottes freier Natur. Es soll auch schon vorgekommen sein, daß die kleinen Fischermädel an dem Fang ihrer Spiellameraden ihre ersten „Räucher- versuche“ in einer selbsterbauten „Räucherlammer“ gemacht haben. — Früh übt sich, was ein Meister werden will. —

Erwähnt sei noch das „Blindlingsstäken“. Das kann jeder mit Erfolg ausführen, wenn er nur an der richtigen Stelle arbeitet. Im Winter werden über schlammigem Grunde Löcher in das tragfähige Eis gehackt. Blindlings stößt man nun in den Schlamm, bis ein dort der Winterruhe pflegender Aal getroffen ist. Ein „richtiger Aalstecher“ macht so etwas aber nicht mit.

In unserer Gegend kaum bekannt ist das „Aalblüßen“, ein Stechen des Aales mit dem Eisen während der Nachtzeit bei Fadel- oder Laternenschein. Ganz klares Wasser ist natürlich Vorbedingung.

Die „Aalharle“, ein hatlenähnliches Gerät, das über den Grund geschleift wurde, sieht man Gott sei Dank nur in Kumpfkammern oder auf Ausstellungen bezw. in Museen.

Das Aalstechen ist behördlich verboten, da viele Tiere mit den eisernen Gerätschaften verwundet werden und eingehen sollen. Wer aber diese Fangart von Jugend auf gelernt hat, macht selten einen Fehltrif.

Zudem muß man bedenken, daß es wohl die „billigste Fischerei“ ist, denn das beschwerliche „Regenwürmersuchen“, langwierige „Bestechen“ des Aaltau und kostspielige Neufsenzen erfordern Zeit und Geldmittel in ziemlicher Höhe. Es würde wohl mancher staunen, wenn ich ihm verraten würde, wie hoch die Summe wäre, die er nur für die Neufsen zu zahlen hätte, die zur Herbstzeit im Budower- und Jamundersee stehen.

Et



Der Aalstecher.

Daß das Arbeiten mit dem Eisen nur in flachgründigen Seen mit klarem Wasser bei ruhigem Wetter ausgeführt werden kann, ist jedem Laien einleuchtend. Es stellt sehr hohe Anforderungen an den Fischjäger und will von Jugend auf gelernt sein. Und die Buben fangen es schon beizeiten an. Sie biegen sich Aalangeln gerade, befestigen diese an dünnen, geraden Ruten und stechen damit nach den sich im flachen Uferwasser tummelnden kleinen Fischen. Ohne in engen Schulstuben sitzen zu müs-

Zum Preise Pommerns . . .

Dargestellt von Karl Demmel.

Wer mit der deutschen Landschaftslyrik vertraut ist, muß erstaunen, daß das sonst so oft geschmähte Pommerland so vielfach von Dichtern besungen wurde. Einige Gedichte sind so vollstimmlich geworden, daß sie jetzt sogar als „Nationallieder“ in entsprechenden Vertonungen gesungen werden, wie z. B. das „Pommerlied“ von Pompe auf die Melodie „Freiheit, die ich meine“. Jergendwo bringt es der Kulturhistoriker Niehl zum Ausdruck, daß der Norddeutsche mehr als jeder andere deutsche Stamm ziemlich egoistisch nur seine Heimat gelten läßt, ansonsten aber, aus der Ferne zurückgekehrt, gern die Heimat benörgelt. Dem kann man zustimmen. Und aus dieser Verfassung heraus sind wohl auch die vielen Lieder auf Pommern entstanden. Wie es nun die Dichter besungen haben, davon sollen wir in kurzen Auszügen hören, keineswegs können natürlich hier alle Pommerndichtungen herangezogen werden, das würde zu weit führen und ist auch nicht beabsichtigt. Im großen und ganzen ist fast allen hier genannten Dichtungen die leicht singbare Liedform eigen; wir wollen deshalb gleich hier das „Nationallied“ in seiner zweiten Strophe zitieren, das wie alle anderen immer wieder die landschaftliche Eigenart, Meer und Wälder, hervorhebt:

„Weiße Segel fliegen
Auf der blauen See,

Weiße Möwen wiegen
Sich in blauer Höh',
Blaue Wälder krönen
Weiße Dünen Sand.
Pommerland, mein Sehnen
Ist dir zugewandt.“

Natürlich können wir hier auch mit plattdeutschen Preisgesängen auf Pommern aufwarten. Der Greifswalder Otto Vogel (geb. 1838) hat in seinem „Pommernspiegel“ (Greifswald, 1873) eine sehr hübsche Lobpreisung Pommerns, der wir folgende charakteristische Zeilen entnehmen:

„ . . . De Barge stigen sachting un leggen sich so lis,
So still de Seen liden, de Bäl sich laten Tid,
Doräwer raugt de Häwen so rund, so deep un wit.
Doch wat dat Land lett wassen, dat hett all Mart
un Kraft,
De Böm de stan dor wräsig un scheeten stark in
Sast,
Dal bögt dat Awt de Telgen, dat Kurn dat nid-
köppt swor,
Un drangen füllt die Schünen de Ost von Johr
so Johr.“

Zuvor ist eine Würdigung des pommerschen Menschenchlages, woraus wir gern diese paar Zeilen entnehmen wollen:

„Un näum ik di de Pommern: wur vull hört sich
dat an,
As wenn an'n Sündagsmorgen dei Riekloden
gahn,
Un segg ik wedder Pommern: wur stramm un
stur dat kringt,
As wenn up gläugend Ijen de Smitt den Hamer
swingt!“

Als „Greifswalder Preislied“ bezeichnet sich ein „Pommernlied“ von Therese Lehmann-Haupt, das auf die Melodie „Ich schließ den Hirsch im wilden Forst“ gesungen werden kann:

„Ich kenn ein Land, das schön und stolz
Am blauen Meere liegt:
Die Männer, wie die Eichen stark,
Blau-weiß die Fahne fliegt.
Frisch weht der Wind, die Möwe kreist,
Die Woge rollt zum Strand, —
Das ist in seinem Buchentrang
Mein teures Pommerland.“

Aus dem prächtigen Gedicht „Pommern“ des großen Dichtersohnes des „blauen Ländchens“ wollen wir einige treffliche Zeilen hier zitieren:

„Ich hab dich gern gescholten und geneckt,
Mein Pommerland, mein liebes Heimatland,
Wie mancher spottend wohl sein Herz versteckt —

Im Herzen hab ich niemals dich verkannt.
 . . . Mein heimisch Paff, von Segeln hell belebt,
 Im Hügelkranz ihr hundert blauen Seen,
 Die Schluchten, wo manch stilles Wunder weht,
 Der tiefen Wälder mächtig Wipfelwehn.
 . . . 's wahr, wir hinten noch ein wenig sehr
 In manchem nach, was man Kultur so heißt;
 Gedieg'ne Nährkraft gilt uns meistens mehr
 Als luft'ge Schönheit, Anmut, Wiß und Geist."
 Und immer wieder wird dem Pommerschen Volks-
 reim in allen Liedern und Gedichten Ausdruck ge-
 geben:

„Das blaue Meer, der weiße Sand
 Umsäumen unser Heimatland.“

So drückt es auch Pommerns bekannter Lyriker
 Hermann Floetz aus, der das pommersche Flachland
 mit Worten plastisch werden läßt:

„Land mit sanftem Bachgeplätscher,
 Wiesen grünem Erlenpfad,
 Wo den Himmel sperrt kein Gletscher,
 Und den Sonnenlauf kein Grat,
 Wo von leichtgeschwung'nen Kulmen
 Unser Blick voll Lust ins Land,
 Ueber Buchen, Eichen, Ulmen
 Streift bis an des Himmels Rand . . .“

Und warum das „blaue Bändchen“ so heißt, dar-
 über gibt uns ein Poem gleichen Namens von Lud-
 wig Hamann Auskunft: Nach der Schlacht bei Tor-
 gau besichtigte König Friedrich seine Truppen und fragte
 einen Hauptmann, was er für ein Landsmann sei:

„Der sagt, daß er aus Pommern wär'
 „Ei“, sagt der König, „das Pommernland
 Wird „blaues Bändchen“ oft genannt?
 Vielleicht, daß Ihr den Grund auch kennt,
 Warum man das Pommernland so nennt?“
 Da hat der Gefragte freudig gelacht,
 Und nicht erst lange nachgedacht.
 „Bohl liegt das Land im blauen Duft,
 Wenn klar im Herbst ist die Luft,
 Und seiner Höhenzüge Kranz,
 Erschimmern oft im blauen Glanz.
 Man könnte auch meinen, weil Pommernland
 Umschlungen vom blauen Meeresband,
 Gäß man dem Land die Farbe blau,
 Doch es ist anderes, ich weiß es genau:
 Blau ist die Treue, Majestät . . .!“

Ein plattdeutscher Dichter neuer Zeit soll unsern
 Lobgesang Pommerns beenden: Der Anklamer Wal-
 ter Schröder, der in „Min Pommernland“ so wahr-
 haft frische und vollstimmliche plattdeutsche Verse
 findet:

„Von all Länner, dei ic seihn
 In Ost, Süd, Nord un Westen,
 Geföllst du mi, leiw Pommernland,
 Am allerallerbesten.
 An dine Waterlant, dor heww
 So männigmal ic säten
 Un heww dat sählt: min Pommernland
 Kann mit all Welt sic mäten.
 Min Heimatland, wo blüst du schön —
 Kein schöner Land kann't gäwen!
 Du Land, wo ic eis buren blin,
 Min Pommernland, fast läwen!“

Neue Sagen und Geschichten aus dem Kreise Köslin.

Von Dr. F. C. Schultze-Köslin.
 (Fortsetzung.)

5. Sonderbarer Bildschmuck in der alten Kösliner Schloßkirche.

In der alten Klosterkirche in Köslin, die nach
 Einführung der Reformation vom evangelischen
 Bischof Herzog Franz wieder in Stand gesetzt und
 1609 als Schloßkirche eingeweiht worden war, hat
 unter anderen Bildern ein wunderartiges Marien-
 bild gehangen, das der Ueberlieferung nach die Ost-
 see an den Strand gespielt haben soll.

Noch ein anderes merkwürdiges Bild beherbergte
 die alte Schloßkirche. Auf diesem war Herzog Bo-
 gislaw X. zu sehen, wie er die gierigen Türken ab-
 wehrte, indem er ihnen einen Pratspieß voll Hühner
 entgegenhielt.

Von diesen wunderbaren Bildern ist leider nichts
 mehr erhalten. Sie sind bei dem großen Brande am
 11. Oktober 1718, bei welchem der größte Teil der

Stadt ein Raub der Flammen wurde, mit vernichtet
 worden.

Aus „Zum 200jährigen Gedenktage der Schloß-
 kirche in Köslin“ Köslin 1924 (von P. Jobst) S. 7/8.
 — Zu der merkwürdigen Herkunft des Bildes in der
 Schloßkirche vgl. Madensen, Niederländische Sagen II
 1925, Nr. 193, Kloster Mariensee.

6. Der Spuk bei der Säulvertufl.

Auf der Gollendorfer Feldmark liegt dicht an der
 Straße nach Dörsenthin eine Wasserstelle, die Säul-
 vertufl genannt. Dort soll es früher, als noch der
 Wald bis dahin reichte, gespukt haben. In der
 Geisterstunde, um Mitternacht zwischen 12 und 1 Uhr,
 hat sich dort oftmals ein Mann ohne Kopf gezeigt,
 der die Vorübergehenden erschreckt hat.

Nach Mitteilungen von E. Grubke, Rogzow;
 vgl. Gollendorfer Fhrnamen in „Uns. Heimat“
 1927/9.

Der Mann ist wacker, der, sein
 Pfund benutzend,
 Zum Dienst des Vaterlands kehrt
 seine Kräfte.

Friedrich Rückert.

7. Der verkaufte Kobold in Seidel.

Vor vielen Jahren lebte in Seidel eine Gast-
 wirtsfamilie, die arm angefangen, es aber durch
 Fleiß und Sparsamkeit zu Vermögen gebracht hatte.
 Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und
 es wurde allgemein angenommen, daß entweder ein
 Kobold oder ein Dval dem Gastwirt Geld herbei-
 schleppte. Manche Leute wollen gesehen haben, wie
 der Dval in dunklen Nächten mit einem feurigen
 Schweiß durch den Schornstein gefahren sei. Andere
 wollen wieder einen Kobold öfter bemerkt haben. Da
 die Gastwirtsleute unter den Launen des Hausgeistes
 manchmal auch zu leiden hatten, und seine Anwesen-
 heit, nachdem sie reich geworden waren, nicht mehr
 erwünscht war, beschloßen sie, ihn über die Grenze
 zu bringen. Die Frau sperrte ihn deshalb in eine
 mit Schnaps gefüllte Flasche und verkaufte diese an
 einen Gutsarbeiter des Nachbarorfes. Nichts
 ahnend, wen er in seiner gefüllten Flasche mit sich
 führte, ging der Käufer in der Nacht nach Hause. Da
 es kalt war, wollte er sich in der Nähe des Göl-
 lendorfer Sees stärken und enttorkte die Flasche. Mit
 wieherndem Gelächter und einem derben Fluche ent-
 wich der eingesperrte Geist. Als die Gastwirtsfrau
 bald danach von einem Gang aus dem Viehstall ins
 Haus zurückkehrte, rief es ihr hinter dem Ofen freudig
 entgegen: „Mutta, ic bin all werre heia!“ Lange
 Zeit haben darauf die Arbeiter des Nachbarorfes
 nicht mehr ihren Schnaps in Seidel gekauft in der
 Meinung, „us wad d' Düwel doa mit valöfft“.

Mitgeteilt von Herrn Hauptlehrer i. R. Bölzle-
 Seidel. Vgl. dazu meine Sagenammlung Nr. 91.

8. Der Teufel im Branntweinsfaß.

Daß böse Geister, und seien es in diesem Falle
 auch nur Branntweingeister, auch am hellen Tage in
 Seidel ihr Wesen trieben, erfuhr einst ein Guts-
 arbeiter aus dem Nachbarorte N. Zur Erntezeit
 herrschte dort früher die Sitte, daß vom Pächter des
 Gutes Seidel den Dienstleuten der ebenfalls unter
 seiner Pachtung stehenden Besitzung N. ein Fäßchen
 Schnaps geliefert wurde. An einem schwülen Som-
 mertage wanderte ein Gutsarbeiter mit dem Fäß-
 chen wohlgenut die Straße von Seidel nach N. ent-
 lang. Da er durstig und müde war, entnahm er dem
 Faße einen gehörigen Schluck. Als er weiter wan-
 derte, vernahm er aus dem Fäßchen auf seinem Rücken
 ein Geräusch, welches sich anhörte wie „Hallunk,
 Hallunk!“ Entrüstet nahm er das Fäßchen von der
 Schulter und rief ärgerlich: „Wat? Du seggst tau
 mi Hallunk? Dat war ic di besorcha!“ Er strafe
 das Fäßchen dadurch, daß er ihm einen neuen Schluck
 entnahm. Je öfter dieser Vorgang sich auf dem
 Wege abspielte, desto lauter und wornender ertönte
 aus dem Fäßchen der Ruf „Hallunk, Hallunk!“ Als
 die beiden Wanderer am Abzugsgraben eines Sees
 vorbei wollten, mußte das Fäßchen doch wohl sein
 Recht behaupten wollen. Der Träger flog rechts in
 den Graben, das Fäßchen links auf den Rand des
 Grabens. Dabei entflog dem Fäßchen der Stöpsel;

die Flüssigkeit lief stohweise heraus, und dem Ar-
 beiter kam es vor, als ob das Fäßchen ihn um Hilfe
 bäte: „Help, help!“ Behmütig entgegnete er:
 „Wenn dau mi of unnerwech nauch achert hest,
 helpa wull ic di nauch, owa ic kann mi allein nich
 helpa, dau mußst di silwa helpa.“ —

Mitgeteilt von Herrn Hauptlehrer i. R. Karl
 Bölzle-Seidel. Vgl. hierzuasmus u. Knoop, Kol-
 berger Volks humor 1927, Nr. 116: Wie die Karre
 quarrt.

(Fortsetzung folgt.)

Der ostdeutsche Volksboden.

Es ist eine furchtbare Tragik in der Geschichte
 unseres deutschen Volkes, daß es in Zeiten gewaltiger
 Leistungen von weltgeschichtlicher Bedeutung durch
 Torheit oder Berrat in den eigenen Reihen, meist
 aber durch beides gleichzeitig, mehrfach um den Lohn
 seiner Anstrengungen gebracht wurde. Dieser Tra-
 gik begegnen wir auch in der Geschichte des preu-
 ßischen Ostens zweimal: um die Mitte des 15. Jahr-
 hunderts, als die preußischen Stände Westpreußen
 dem polnischen König in die Hand spielten, und ge-
 gen Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhun-
 derts, als die damaligen Machthaber im Deutschen
 Reich große Teile West- und Ostpreußens erneut an
 Polen abtraten.

Auf Grund gefälschten geschichtlichen und sta-
 tistischen Materials hat Polen beim Friedensschluß
 dieses Land für sich gefordert, und aus Unkenntnis
 der tatsächlichen Verhältnisse haben weite Kreise des
 deutschen Volkes damals den Verlust, wenn auch un-
 willig, so doch als notwendige Voraussetzung der vor-
 internationalen Schwärmern und feindstaatlichen Ver-
 trügnern versprochenen Befriedung Europas hinge-
 nommen. Von jenem Völkerrfrieden hat unser Volk
 bisher nichts zu sehen bekommen. Dafür aber ist ihm
 allmählich die Not eines Volkes ohne Raum zum
 schrecklichen Bewußtsein gekommen. Millionen Deut-
 scher sind durch den Völkerrfrieden von Versailles von
 Haus und Hof vertrieben und finden in der daniieder-
 liegenden, durch Zwangsbestimmungen eingeeengten
 Wirtschaft des verkleinerten Reiches keine Betätig-
 ungsmöglichkeit.

In dieser Not wendet sich unser Blick wieder nach
 dem Osten, der uns genommen wurde, von dessen
 Scholle der deutsche Bauer vertrieben wurde, und wo
 Siedlungsland in Hülle und Fülle vorhanden war
 und jetzt mehr denn je ist. Der uns geraubte Boden
 Ost- und Westpreußens, Schlesiens und weiter Teile
 Pommerns war und ist deutscher Volksboden, den deut-
 sche Bauern in zäher, zielbewußter Arbeit dem Wald
 und Moor abgerungen haben, nachdem es den Sla-
 wen in einer vier Jahrhunderte dauernden Anwesen-
 heit in diesem urgermanischen Lande, in dem vorher
 unsere Vorfahren, unter anderem die Gothen, über
 ein Jahrtausend bereits gehaust hatten, nicht gelun-
 gen war, darin festen Fuß zu fassen und Herr des
 bestellfähigen Bodens zu werden. Unser Volk hat
 ein heiliges Recht auf jenes Land, und nie darf eine
 deutsche Regierung den jetzigen Zustand ausdrücklich
 anerkennen.

Unserem Volke und unserer Regierung in dieser
 Hinsicht den Ruck zu steifen und uns geistige Waf-
 sen für diesen Kampf in die Hand zu geben, haben
 21 Männer der Wissenschaft aus den verschiedensten
 polnischen Lagern unter Führung des Leipziger
 Universitätsprofessors Dr. Volz sich zusammengetan
 und jeder auf seinem Spezialgebiet die heutigen Ver-
 hältnisse und die aktuellen Probleme des Ostens be-
 handelt. Diese Aufsätze sind zusammengefaßt in dem
 Werke „Der ostdeutsche Volksboden“, von
 Dr. Wilhelm Volz (Verlag Ferdinand Hirt,
 Breslau). Das Werk wird nicht nur dem Politiker
 und dem deutschen Lehrer im Osten wertvolle Sach-
 kenntnisse vermitteln, sondern verdient neben dem
 früher hier bereits besprochenen Heimatbuch „Ent-
 rissene Ostlande“ aus dem Verlag Brandstetter, auch
 über diese Kreise hinaus weiteste Verbreitung in der
 deutschen Familie.

Dr. Schulz.

Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde.

Von Professor D. Knopp-Stargard.

1. Bibberling und Rasselbock.

Sitzt an einem bitterkalten Winterabend, wenn der Wind eifrig durch die Dorfstraße fegt, eine Gesellschaft von lustigen Brüdern beisammen und ein etwas Beschränkter — wir wollen ihn Heinrich nennen — ist unter ihnen, so plinkt wohl einer dem andern zu und sagt so verloren: „Heute ist es schön kalt, heute würde es gut gehen, den Bibber — oder Bibberling — zu jagen.“ „Was ist das, ein Bibber?“ fragt Heinrich. „I, kennst du den noch nicht?“ „Neel!“ „Na, dann müssen wir gleich losjagen; mal rasch einen Sack her und dann — Zug!“ „Ja, wie wird denn das gemacht?“ „Das wirst du schon sehen, komm nur!“ Um den guten Heinrich recht sicher zu machen, stellt sich auch wohl ein Wissender unwissend, fragt nach diesem und jenem und sagt dann: „Weißt du, Heinrich, ich bin recht neugierig, ob er kommen wird. Das muß ein Spaß sein, wenn wir ihn haben! Wie solch Ding wohl aussehen mag? Na, wir werden ja sehen.“ Inzwischen sind einige Säcke herbeigeschafft; einige von der Gesellschaft haben Knüttel, und „so, nun launs losgehen!“ sagt der Anführer.

Alle begeben sich hinaus, und an einer Ecke des Stalles, wo der Wind scharf über eine Blöße dahersfährt, macht man halt. „So, Heinrich“, sagt der Anführer, „hier nimm diesen Sack und paß auf, hier wird er jedenfalls vorbeikommen. Karl soll sich da aufstellen und Wilhelm dort; wir andern werden dann überall in den Gärten und auf dem Felde herumlaufen und ihn auch zutreiben. Wir werden wohl beim Walde anfangen müssen. Du darfst aber keinen Augenblick deine Stelle verlassen, sonst schlüpfst er durch, und weg ist er. Wenn es auch lange dauern sollte, aushalten mußt du, dann werden wir ihn schon bekommen.“ Heinrich macht einige Einwendungen: „Ich weiß ja nicht, was ich hier tun soll. Wenn er kommt, was mach ich denn mit ihm? Ist er groß? Weißt er auch? Ich möchte lieber mit euch gehen; laß doch einen andern hier bleiben.“ „Nun, sei bloß still, du Schafskopf! Was willst du bei uns? Du verstehst das Treiben ja doch nicht und würdest ihn bloß verjagen. Hier bleib stehen, halte den Sack auf und rül und rühr dich nicht. Wie sollt er dich beißen? Er denkt gar nicht daran; dazu ist er viel zu sehr in der Fuhr. Wenn er in den Sack läuft, bindest du ihn ruhig zu. Paß gut auf, manchmal dauert es etwas lange.“

Nun wird der Sack auf die Erde gelegt; Heinrich tritt mit den Absätzen auf den unteren Saum, hebt den oberen mit der Hand auf, daß der Sack aufgesperrt ist wie eine Fischreue, bückt sich, wie er es macht, wenn er Spreu, Häcksel oder Heu einstopfen will, und soll nun in dieser Stellung verharren. Die andern gehen um die Ecke, machen, daß sie in die warme Stube kommen, und lachen nach Herzenslust über den dummen Heinrich, der nun halb den Bibber bekommen wird. Dieser steht gebückt und lauscht, ob sich nicht etwas vernehmen läßt. Aber alles bleibt still; nur in der Ferne heult ein Hund, und vom See läßt sich, wenn das Eis berstet, ein donnerähnliches Krachen hören. Ab und zu treibt ein gewaltiger Windstoß den Schnee rieselnd um die Ecke. Dem Heinrich werden Hände und Füße kalt. Die Sache scheint sich nicht sehr gemächlich anzulassen. Aber der Wissenschaft wegen will er doch aushalten, wenn es auch noch so lange dauern sollte; endlich müssen doch einige der Freunde kommen. „Hätte ich doch Handschuhe und den warmen Rock angezogen“, denkt er, „dann könnt ich schon eine Weile aushalten.“ Mehrere Male ist es ihm vorgekommen, als ob sich auf der andern Seite des Stalles ein Geräusch, ein Röcheln oder dergleichen hören ließe, aber etwas Bestimmtes kann er nicht behaupten.

Endlich, nachdem er etwa eine Stunde ausgehalten hat, da seine Glieder schon ganz erstarrt sind und ihm die Zähne im Munde klappern, beginnt in ihm von ferne der Gedanke aufzudämmern, daß man sich mit ihm, wie das schon mehrfach vorgekommen ist, einen Ull gemacht hat. Er reißt seine Glieder, schüttelt sich vor Frost, bläst in die Hände, nimmt den

Sack auf, geht fort und sieht einige dunkle Gestalten um die Ecke huschen.

Am ganzen Körper zitternd, betritt er die Stube und findet hier die lose Gesellschaft, die ihn mit lustigem Gelächter empfängt. „Heinrich wo bleibst du?“ ruft einer; „wir warten schon wer weiß wie lange auf dich. Wo hast du denn den Bibberling? Wir jagten ihn doch auf. Ist er nicht bei dir durchgekommen?“ „I, seht mal“, sagt ein anderer, „wie er am ganzen Leibe zittert. Heinrich, du bibberst ja tüchtig. Siehst du, nun hast du den Bibberling. Nun weißt du, wie es gemacht wird, und kannst es mit andern ebenso machen. Jetzt nimm und trink ordentlich einen, dann wird er wohl wieder weggehen.“ Zeigt Heinrich sich ärgerlich, so wird er desto mehr genzt; ist er aber klug, macht er gute Miene zum bösen Spiel und lacht mit, so hört der Spott mit der Zeit auf, und nur ab und zu stößt einer oder der andere noch später davon an.

Diesen prächtigen, wenn auch für den Betroffenen etwas derben und empfindsamen Scherz hat Herr Lehrer i. N. A. Gadde in Reinwasser, früher in Glöb-dow, in den Blättern für pomm. Volkskunde 3 (1894), S. 29 f., veröffentlicht; aufgezeichnet ist er nach seiner eigenen Kenntnis und besonders nach Mitteilungen des verstorbenen Gastwirts Krause in Kremerbruch. Er ist in den Kreisen Stolp und Rummelsburg recht bekannt gewesen, wie der noch vielfach gebrauchte Ausdruck „den Bibber oder den Bibberling jagen“ zeigt. Ausgeführt wurde er in der guten alten Zeit hauptsächlich von den Knechten, wenn sie an den langen Winterabenden in den Spinnstuben oder in den herrschaftlichen Gesindestuben zusammen waren, oder auch sonst wohl von jungen Leuten, die sich zu Spiel und Scherz im Gasthause versammelt hatten, wie hier der Schluß andeutet. Denn in den Spinn- oder Gesindestuben gab es nichts zu trinken, als höchstens Wasser.

Der Scherz ist aber auch weiter in Pommern bekannt gewesen. Aus dem Kreise Saahig berichtet ihn Fr. Knad in seinen Saahiger Sagen Nr. 60 und 61, wenn auch in anderer Form, aus dem Städtchen Jakobshagen und dem südlich davon liegenden Dorfe Stolzenhagen. Hier wurde einmal einem Manne an einem kalten Winterabend von einem sogenannten guten Freunde vorgeredet, er solle an die Nordostseite seiner Scheune gehen, dort sei ein Loch, durch welches manchmal in der Geisterstunde „der Rasselbock“ oder „die schwarze Winterlage“ in die Scheune ziehe. Wenn er einen Sack vor das Loch halte und, ohne zu sprechen, in der Geisterstunde still warte, so schlüpfte der Rasselbock in den Sack, und er könne dann auf leichte Weise viel Geld verdienen. Er müsse nur den Sack mit dem gefangenen Rasselbock zubinden und nach Hause tragen; dort könne er aus dem Maul des Tieres Gold herausstreichen, und er werde so ein reicher Mann werden. Der Dumme ließ sich auch hören und saß in mancher Geisterstunde frierend vor dem zügigen Scheunenloch, aber es glückte ihm niemals, den Rasselbock zu fangen. Kam er dann nach Schluß der Geisterstunde halb erfroren zu den Spinnern und Spinnerinnen in die warme Spinnstube, so wurde er dort gründlich gehänselt, und alle fragten ihn lachend: „Na, Michel, wo heßt du nu dina Raftabud?“

In Jakobshagen sagte man, daß der Rasselbock oder die schwarze Winterlage die Fähigkeit besitze, aus seinem Maul Geldstücke zu schlitteln, wenn er in der Geisterstunde von seinem Besitzer gestreichelt werde. Er solle die Gestalt eines Warden haben. Von einer Frau wird berichtet, daß sie in der Geisterstunde an mehreren Winterabenden bei strenger Kälte mit einem großen geöffneten Sack an der Pferdebestätte bei dem Mühlenreich zu Jakobshagen stand und dort so lange auf den Rasselbock wartete, bis sie vor Kälte fast erstarrt war. Manchmal redeten ihr die Leute auch vor, daß sie ihr den Rasselbock über das Eis des Mühlenreiches zutreiben würden, denn dort sitze er in dem dichten Schilf und

Nohr. Die Foppenden aber gingen dann auf Umwegen in die warmen Spinnstuben zurück.

Wie man sieht, ist hier der alte Scherz vorhanden, aber der Rasselbock — vielleicht ist schwarze Winterlage die ursprüngliche Bezeichnung — ist eine leichte Verbindung eingegangen mit dem Scherz zutragenden Robold, und so erscheint in Nr. 165 der Rasselbock geradezu als der durch die Luft dahinziehende Drache, der seinem Besitzer Geld durch den Schornstein schüttet, dafür aber auch seine Seele nimmt.

Für Vorpommern vermag ich das Vorhandensein des Scherzes nicht nachzuweisen, doch führt Dähnert in seinem plattdeutschen Wörterbuch (Stralsund 1781) die Redensart an: sil 'nen Bäwer fangen, d. i. frieren, daß man zittert und bebt. Komischerweise versteht Dähnert unter dem Bäwer den Biber, das Tier, das aber doch mit dem „Bäwer“ nichts zu tun haben kann. Auch in Schleswig-Holstein ist der Ausdruck bekannt: hei heft en Bewer fungen, ebenso aber auch der Scherz, s. Otto Mensing Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch Bd. I Sp. 330; und in Schlesien ist der Scherz ähnlich wie in Hinterpommern und Schleswig-Holstein ausgeführt worden.

Heimatbücherei.

Pommerscher Heimatkaleender für das Jahr 1928. Verlag Leon Samier, Stettin.

Der Kalender scheint uns nicht mehr auf der früheren Höhe zu stehen. Jedenfalls ist der rein heimatkundliche Inhalt etwas dürftig im Vergleich zu seinen Vorgängern. Interessant ist die Zusammenstellung plattdeutscher Leberreime von Dr. A. Haas; erwähnenswert auch der Aufsatz von Karl Spar: Zur Charakteristik des pommerischen Bauern. Auffäge wie der ganz einseitig orientierte (Sperrdruck) von Veier über die Kreditgenossenschaften des Landvolks gehören nicht in einen Kalender, der unparteiisch dem Heimatgedanken dienen will.

De plattdütsche Aenner up dat Johr 1928. Verlegt van' Ollenborger Kring. Büttners Verlag, Oldenburg i. D. 0,50 Mark.

Ein Kalender, in dem kein hochdeutsches Wort zu finden ist. Alles in Oldenburger Mundart, auf 224 Seiten, eine Fülle von Geschichten, Gedichten, Sprüchen, Anekdoten und Witz. Freunden plattdeutscher Mundart wird der Kalender sicher Freude bereiten.

Natursehkalender 1928. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 3.— Mark. Verlag J. Neumann, Neudamm.

Dieser Abreißkalender bringt auf 167 Blättern eine prächtige Auswahl vorzüglicher Bilder aus allen Gebieten des Naturschutzes, von Pflanzen und Tieren, aus Wald und Heide, vom Hochgebirge und aus der Niederung, während die Rückseite jedes Blattes dazu einen erläuternden Text bringt. Er ist geeignet, dem blinden Stubenhocker die Augen für die Schönheiten der Natur weit zu öffnen.

Unser Pommernland, Monatschrift für das Kulturleben der Heimat. 13. Jahrgang 1928. Verlag von Fischer und Schmidt, Stettin. Preis 1 Rm. je Heft.

Das Januarheft des neuen Jahrganges bringt eine Zusammenstellung von Auszügen aus den auf der dritten Pommerschen Tagung für Heimatkunde und Heimatseh 1927 in Stralsund gehaltenen Vorträgen. Es sind in diesen Aufsätzen alle Richtungen des Heimatseh, Naturdenkmalpflege, Erhaltung städtischer Baudenkmäler, mittelalterliche kirchliche Plastik, pommerische Volksliedersammlung, Totenbestattung und Kriegererehrung, erdgeschichtliche Forschung usw. enthalten, so daß das Heft, das, wie wir das nicht anders gewohnt sind, auch schön und reich bebildert ist, jedem etwas bieten wird. Es ist bedauerlich, daß diese schöne, mit großen Opfern hergestellte, wahrhaft billige heimatlliche Monatschrift nicht in jedem gebildeten pommerischen Haus zu finden ist. Freilich, der Prophet galt schon immer nichts in seinem Vaterland. Und die Berliner Illustrirte, der Begriffe wie Vaterland und Heimat unbekannt sind, bringt Geschichten aus viel interessanteren Milieus.